

KINLEY MACGREGOR
Die schottische Braut

Buch

Als stolze Tochter eines mächtigen Clanführers kennt Caledonia MacNeely keine Angst. Wenn es darauf ankommt, kämpft sie wie ein Mann mit dem Schwert um die Freiheit ihres Volkes. Doch dann gerät sie in die Hände der feindlichen Engländer. Sie ahnt nicht, dass sie für König Henry II. eine höchst wertvolle Gefangene ist, die nicht nur das Herz seines getreuesten Vasallen Lord Sin erobern soll. Als Braut von Lord Sin soll Callie das Pfand sein, um ihren aufständischen Clan unter Kontrolle zu bringen. Callie allerdings fürchtet den geheimnisvollen Fremden nicht wegen der geheimnisschwangeren Gerüchte, die über ihn erzählt werden, sondern wegen des Feuers, das jede seiner Berührungen in ihr auslöst.

Als Kind in die Verbannung geschickt, hat Sin MacAllister seine Herkunft stets verleugnet. Doch um die Feinde des Königreichs zu enttarnen, muss er nun in das verhasste schottische Hochland zurückkehren. An seiner Seite eine betörende junge Frau, deren rotes Haar so feurig ist wie ihr Wesen. Stets hat Sin sein Herz unter einer harten, kalten Schale verborgen – ein Schutzschild um zu überleben. Doch seine schöne schottische Braut erweckt in ihm die gefährlichsten Sehnsüchte ...

Autorin

Kinley MacGregor ist das Pseudonym einer bekannten amerikanischen Autorin. Die Romane ihrer Highland-Saga um den schottischen Familienclan der MacAllisters treten in den USA regelmäßig den Triumphzug auf die Spitzenplätze der *New-York-Times*-Bestsellerliste an. Kinley MacGregor lebt in der Nähe von Nashville/Tennessee mit ihrem Mann und ihren drei Söhnen.

Von Kinley MacGregor bereits erschienen:

- Highlander meines Herzens (36040)
- In den Armen des Highlanders (36041)
- Der widerspenstige Highlander (36374)
- Die Rückkehr des Highlanders (36684)
- Nacht über den Highlands (36440)
- Pirat meiner Sehnsucht (36633)

Kinley MacGregor

Die schottische Braut

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Ute-Christine Geiler

BLANVALET

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
»Born in Sin« bei Avon Books,
an imprint of HarperCollinsPublishers Inc., New York.

4. Auflage

Taschenbuchausgabe Juli 2004 bei Blanvalet, einem
Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München.

Copyright © by Sherrilyn Kenyon 2003

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004 by
Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Sabine Wiermann
MD · Herstellung: Heidrun Nawrot
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

eISBN 978-3-641-07909-3

www.blanvalet.de

PROLOG

Heiliges Land

Der kalte Nachtwind, der schmerzhaft über Sins von der Wüstensonne verbrannte Wangen und seine aufgesprungenen Lippen strich, trug Gelächter an sein Ohr. An ein Geräusch wie dieses nicht gewöhnt, kauerte er sich dicht über dem Boden in den Schatten am Rande des Lagers der Engländer und lauschte. Es war lange her, seit er etwas Ähnliches vernommen hatte.

Sein Zögern kam ihn jedoch teuer zu stehen. Marr stieß ihm das spitze Ende seines Stockes in den Rücken. »Warum bleibst du stehen, du Wurm? Los, geh schon!«

Sin drehte sich mit einem so wilden Blick zu seinem sarazenischen Herrn um, dass der unwillkürlich zurückwich.

Kaum achtzehn Jahre alt, hatte Sin die letzten vier Jahre seines Lebens unter der Knute seiner strengen Lehrmeister verbracht. Viereinhalb Jahre, in denen er geschlagen, gefoltert und beschimpft worden war. In denen man ihm seinen Anstand, seine Sprache und seine Würde genommen hatte.

Schließlich war er tatsächlich zu dem Tier geworden, als das sie ihn bezeichneten. In ihm war nichts mehr geblieben. Kein Schmerz, keine Vergangenheit.

Nichts. Nur eine Leere, die so umfassend war, dass er sich insgeheim fragte, ob es überhaupt etwas gab, das ihm seine Gefühle zurückbringen könnte.

Er war der Tod – und das in jeder Beziehung.

Rad reichte ihm den langen, gekrümmten Dolch.
»Du weißt, was du zu tun hast.«

Aye, das wusste er. Sin nahm die Waffe und startete darauf. Seine Hand war die eines Jungen an der Schwelle zum Mann, und trotzdem hatte er so schreckliche Sünden und Verbrechen damit begangen, dass er sich uralt fühlte.

»Töte ihn«, drängte Marr, »und du wirst heute Abend ausreichend zu essen bekommen und in einem weichen Bett schlafen.«

Sin schaute seinen Peiniger an, während sein Magen vor Hunger knurrte. Jeden Tag gaben sie ihm gerade nur so viel zu essen, dass er am Leben blieb. Für jegliche Nahrung, die über einen Kanten verschimmeltes Brot und schales Wasser hinausging, musste er töten. Sie wussten, er würde für ein anständiges Essen alles tun, um einmal wenigstens die Hungerkrämpfe in seinem Bauch zu lindern. Alles, für eine Nacht frei von Folter und Schmerz.

Aus dem Schatten heraus beobachtete Sin die Ritter im englischen Lager. Manche saßen einfach nur da, während andere müßig würfelten und sich Geschichten vergangener Schlachten erzählten. Zwar konnte man die Farben ihrer Kleidung in der Nacht nicht unterscheiden, aber sehen, dass sie nicht alle dieselbe trugen.

Wieder vernahm er Musik und Lieder.

Es war so lange her, seit er das letzte Mal gehört hatte, dass normannisches Französisch gesprochen wurde, geschweige denn gesungen. Er brauchte ein paar Minuten, um sich zu erinnern und die ihm fremd gewordenen Worte zu verstehen.

Auf Händen und Knien, so wie das Tier, zu dem sie

ihn gemacht hatten, kroch Sin ins Lager. Er war nicht mehr als ein Schatten, ein Phantom, das nur ein Ziel hatte:

Zerstörung.

Er schlich unbemerkt an den englischen Wachen vorbei und erreichte ohne Zwischenfall das größte und prächtigste Zelt. Hier befand sich sein Opfer für heute Nacht.

Vorsichtig hob er den Saum einer Zeltbahn an und spähte ins Innere.

In der Mitte stand ein goldverziertes Kohlebecken, dessen Feuer flackernde Schatten auf die Stoffwände warf. Das Bett in der Ecke war so groß und prächtig, dass Sin einen Augenblick zu träumen glaubte. Aber es war echt. Die geschnitzten Drachenköpfe wirkten königlich und verrieten den hohen Rang des Mannes, der in seliger Ahnungslosigkeit unter Decken aus den Fellen von Schneeleoparden und Löwen schlief.

Ein Mann, der nicht wusste, dass sein Leben in Kürze enden würde.

Sin richtete den Blick auf sein Opfer. Ein schneller Schnitt und er selbst würde sich heute Abend an saftigen Feigen und geröstetem Lamm laben können, würde Wein trinken und auf einer Daunenmatratze schlafen, statt auf kratzendem Sand, wo er beständig vor Skorpionen, Schlangen und anderem Getier auf der Hut sein musste, das allnächtlich auf Beutezug ging.

Plötzlich, während die kaum verheilten Wunden und Striemen auf seinem Rücken schmerzhaft pochten, kam ihm eine Idee. Er sah sich noch einmal im Zelt um, nahm den Reichtum und die Macht des Mannes auf dem Bett in sich auf. Er war ein König. Ein erbarmungsloser König, vor dem die Sarazenen in Furcht erzitter-

ten, aber deswegen auch jemand, der ihn von seinen grausamen Herren befreien konnte.

Freiheit.

Das Wort ging ihm immer wieder durch den Kopf. Wenn er noch eine Seele besäße, würde er sie mit Freuden gegen eine Nacht eintauschen, die er nicht in Ketten verbringen musste, gegen ein Leben, in dem niemand über ihn bestimmte, niemand ihn folterte.

Höhnisch verzog er die Lippen. Wann hatte er jemals etwas anderes gekannt? Selbst in England hatte sein Leben aus nichts als Folter und Hohn bestanden.

Nie hatte er irgendwohin gehört.

Mach schon, töte ihn, und du bekommst heute Nacht gut und reichlich zu essen. Sorge dich um das Morgen, wenn es da ist.

Das war alles, was er kannte. Diese einfache Philosophie war es, die ihm geholfen hatte, sein kurzes, hartes Leben durchzustehen.

Entschlossen, endlich wieder eine ausreichende Mahlzeit zu erhalten, schlich Sin ins Zeltinnere.

Henry erwachte in dem Augenblick, als er die Hand an seiner Kehle spürte. Dann fühlte er auch schon eine kalte, scharfe Klinge an seinem Adamsapfel.

»Ein Wort und du stirbst.« Die gefühllos ausgestoßenen, barschen Worte kamen mit einem Akzent, der eine seltsame Mischung aus Schottisch, dem normannischen Französisch des Adels und der Sprache der Sarazenen darstellte.

Starr vor Angst versuchte er zu erkennen, welche Sorte Mann seine Wachen hatte überwinden können und ...

Henry blinzelte ungläubig, als er seinen Mörder er-

blickte. Es war ein dürrer, abgemagerter Junge in sarazenischen Lumpen. Er roch förmlich nach Hunger und musterte ihn aus schwarzen Augen, die bar jedes Gefühles waren. Der Junge starrte ihn an, als versuchte er den Wert von Henrys Leben abzuschätzen.

»Was willst du?«, fragte Henry.

»Freiheit.«

Der König betrachtete den Jungen unter zusammengezogenen Brauen, bemühte sich, ihn trotz seines schweren Akzents zu verstehen. »Freiheit?«

Der Junge nickte, und seine Augen glühten in der Dunkelheit seltsam. Diese Augen gehörten nicht zu einem Kind. Sie gehörten zu einem Dämonen, der die Hölle selbst gesehen hatte.

Die eine Gesichtshälfte des Jungen war geschwollen und dunkel verfärbt von Schlägen, seine Lippe aufgeplatzt. Die Haut an seinem Hals war gerötet, wund gerieben und blutig, als würde er gewöhnlich einen eisernen Ring darum tragen, den er nicht wehrlos duldete. Henry schaute nach unten und entdeckte an beiden Handgelenken ähnliche Abschürfungen. Aye, jemand hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, das Kind wie ein Tier anzuketten. Und der Junge hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, das nicht ohne Gegenwehr hinzunehmen.

Als er sprach, erstaunten seine Worte Henry noch mehr als seine zerlumpfte Erscheinung. »Wenn du mir meine Freiheit gibst, werde ich dir treu dienen bis in den Tod.«

Wenn diese Worte von irgendjemand anderem gesprochen worden wären, hätte Henry gelacht. Aber dieser Junge besaß etwas, das ihn davon überzeugte, wie schwer es sein würde, seine Treue zu erringen. Gelänge

das aber, wäre sie nicht mit allem Gold der Welt aufzuwiegen.

»Und wenn ich das ausschlage?«

»Dann töte ich dich.«

»Meine Wachen werden dich ergreifen, wenn du das tust, und dich umbringen.«

Langsam schüttelte der Junge den Kopf. »Sie werden mich nicht fassen.«

Das bezweifelte Henry keinen Augenblick. Es war eine beachtliche Leistung, ungehindert so weit vorgezogen zu sein.

Er musterte das lange schwarze Haar und die schwarzen Augen seines Gegenübers. Seine sonnenverbrannte Haut war trotz allem wesentlich heller als die der meisten Einheimischen. »Bist du Sarazene?«

»Ich bin ...« Er verstummte. Die Schärfe verschwand aus seinem Blick und wich einem Schmerz, der so tief war, dass es Henry fast wehtat, ihn zu sehen. »Ich bin kein Sarazene. Ich war der Knappe eines englischen Ritters, der mich an die Sarazenen verkauft hat, um seine Heimreise bezahlen zu können.«

Diese Antwort machte Henry für einen Moment sprachlos. Jetzt begriff er, warum der Junge in einer so schlechten Verfassung war. Es war nicht auszudenken, welche Misshandlungen und Verwahrlosung das Kind in den Händen der Sarazenen erfahren hatte. Welches Untier würde ein Kind an den Feind verkaufen? Die Grausamkeit dieser Tat war unfassbar.

»Ich werde dir die Freiheit schenken«, erklärte er.

Der Junge kniff misstrauisch die Augen zusammen. »Das ist besser keine Falle.«

»Ganz bestimmt nicht.«

Da ließ er ihn los und entfernte sich vorsichtig.

Henry beobachtete, wie der Junge an der Zeltwand stehen blieb und sich hinkauerte, mit einer Hand den Stoff anhub, zweifellos bereit zu fliehen, sollte Henry eine plötzliche Bewegung machen. So erhob der König sich absichtlich langsam, um ihn nicht zu erschrecken, und verließ das Bett.

Der Junge sah sich besorgt um. »Sie werden mich holen kommen.«

»Wer?«

»Meine Herren. Sie finden mich jedes Mal, wenn ich fliehe. Sie finden mich und dann ...«

Henry sah die Furcht auf dem Gesicht des Kindes, das erneut zu durchleben schien, was auch immer ihm *dann* gewöhnlich angetan worden war. Der Junge begann heftiger zu atmen.

»Ich muss dich umbringen«, erklärte er und stand auf. Erneut zückte er seinen Dolch und ging auf Henry zu. »Wenn ich das nicht tue, kommen sie mich holen.«

Henry packte den Jungen am Handgelenk, bevor er ihm die Klinge in die Brust stoßen konnte. »Ich kann dich vor ihnen beschützen.«

»Niemand beschützt mich. Ich bin ganz auf mich allein gestellt.«

Sie rangen miteinander um den Besitz der Waffe.

Jemand schlug die Zeltklappe zurück. »Majestät, wir haben ...« Die Stimme des Leibwächters erstarb, als er seinen König mit dem Jungen kämpfen sah.

Sofort rief er nach Verstärkung.

Der Junge ließ von dem Dolch ab, als die Wachen in das Zelt strömten. Henry beobachtete fasziniert, wie das Kind wie ein in die Ecke gedrängter Löwe kämpfte. Hätte der Junge auch nur ein bisschen Fleisch auf den Knochen, ein wenig Kraft in dem ausgezeherten Körper,

er hätte mit Leichtigkeit die zwölf Mann starke Wache niedergerungen. Da dem aber nicht so war, hatten die Männer ihn bald überwältigt.

Trotzdem wehrte der Junge sich weiter so rasend, dass fünf erwachsene Männer nötig waren, ihn am Boden zu halten.

»Lasst ihn los.«

Alle zwölf Wachen schauten ihren König an, als hätte er den Verstand verloren.

»Majestät?«, erkundigte sich der Hauptmann der Leibwache zögernd.

»Nun macht schon.«

Erst als sie ihn losließen, merkte Henry, dass der Arm des Jungen während des Kampfes gebrochen worden war. Seine Nase blutete, und er hatte einen Schnitt auf der Stirn. Trotzdem gab er keinen Schmerzenslaut von sich, als er aufstand. Er hielt sich nur den verletzten Arm, während er sie argwöhnisch musterte, als erwarte er von ihnen nur das Schlimmste.

Das Kind bat und bettelte nicht um Gnade, und das verriet Henry mehr als in tausend Worten, welche Schrecken es durchlitten hatte. Der Junge stand ungebrosen und mit trotzig gerecktem Kinn vor ihnen.

Seine Wachen kamen ebenfalls auf die Füße, und der Hauptmann stellte sich vor Henry, allerdings ohne den jugendlichen Angreifer seines Königs aus den Augen zu lassen. »Wir haben zwei Sarazenen am Rande des Lagers gefunden, Sire. Ich bin sicher, dass er zu ihnen gehört.«

»Davon sind wir ebenfalls überzeugt«, erwiderte Henry. »Junge, wie heißt du?«

Der Angesprochene senkte den Blick zu Boden. Als er antwortete, waren seine Worte kaum zu verstehen.

»Meine Herren nennen mich *Kurt*.«

Henry runzelte die Stirn, als er das fremdländische Wort hörte, dessen Bedeutung er schon in der ersten Woche hier gelernt hatte. Es bedeutete so viel wie Wurm. »Wie ist dein Taufname?«

»Als ich dem Earl of Ravenswood diente, rief man mich Sin.«

Bei dem Namen Ravenswood atmete Henry scharf ein, denn nun wurde ihm klar, um wen es sich bei dem Kind handelte. »Du bist MacAllisters Sohn, nicht wahr?«

Der Blick des Jungen wurde sofort wieder leer. »Ich bin niemandes Sohn.«

Als Henry angeboten hatte, dass dieser Junge nach Hause zurückkehren könnte, hatte der alte Laird etwas Ähnliches geantwortet. Sin war der einzige unter den schottischen Jungen, dessen Vater ihm die Heimkehr verwehrt hatte.

Da er nicht gewusst hatte, was er sonst tun sollte, und zudem damals wenig Zeit gewesen war, sich mit der Angelegenheit zu befassen, hatte Henry den Jungen unter Harold of Ravenswoods Obhut gelassen.

Was offensichtlich ein Fehler gewesen war.

Es geschah nicht oft, dass Henry Schuldgefühle empfand, doch nun verspürte er sie. Sie schnürten ihm das Herz ab und ätzten sich in seine Seele. Dieser arme, unerwünschte Junge war sein Mündel gewesen, und er hatte ihn einem Schicksal überlassen, das kein Kind kennen sollte.

»Hol einen Bader«, trug Henry dem Hauptmann auf. »Und bring Essen und Wein für den Jungen.«

Sin schaute bei diesem Auftrag erstaunt auf. Ein Teil von ihm rechnete immer noch damit, dass der König ihn hinrichten oder wenigstens schlagen lassen

würde. Das war das Einzige, wozu er taugte – und zum Töten.

»Sieh nicht so überrascht aus, Junge«, sagte Henry.
»Morgen werden wir dich nach Hause schaffen lassen.«

Nach Hause. Der vage, flüchtige Traum dieser zwei Worte hatte ihn sein Leben lang verfolgt. Das war alles, was er sich je gewünscht hatte. Ein Zuhause, in dem er willkommen war, Menschen, die ihm Achtung und vielleicht sogar Zuneigung entgegenbrachten.

Sein Vater hatte ihn aus Schottland vertrieben, wo ihn nie jemand hatte haben wollen, und die Sarazenen hatten ihn hier in diesem Land verhöhnt, bespuckt und misshandelt, aber dieses Mal vielleicht, wenn er nach England zurückkehrte, würden ihn die Menschen dort freundlich aufnehmen.

Vielleicht würde er dieses Mal das Zuhause finden, das er sich ersehnte.

Aye, in England würde er seinen Frieden finden.

KAPITEL I

*London,
zwölf Jahre später*

Eher würde ich mich selbst entmannen. Mit einem stumpfen Messer.« Sin sprach jedes Wort mit tödlichem Ernst aus.

König Henry II. stand ein paar Fuß von ihm entfernt, ohne den Schutz einer Leibwache oder eines Höflings. Sie waren allein in dem Thronsaal, und zweifelsohne würde jeder andere vor seinem Monarchen Unterwürfigkeit zeigen. Aber Sin war noch nie in seinem Leben unterwürfig gewesen, und Henry wusste es besser, als es jetzt von ihm zu erwarten.

Henrys Gesichtszüge verhärteten sich. »Ich könnte es dir einfach befehlen.«

Sin zog eine Augenbraue in die Höhe und erkundigte sich: »Warum tut Ihr es dann nicht?«

Da musste Henry lächeln. Alle Anspannung wich aus seinem Körper, während er einen Schritt auf Sin zu machte. Ihre Freundschaft war vor Jahren im Dunkel einer Nacht geschmiedet worden, als eine Messerklinge gegen Henrys Kehle gepresst wurde. Sin hatte das Leben des Königs verschont, und seit jenem Tag schätzte Henry ihn als den einzigen Mann, der sich von seiner Macht und seinem Einfluss nicht einschüchtern ließ.

Sin fühlte sich niemandem verpflichtet, sei es nun König, Papst, Sultan oder Bettler. Es gab nichts, vor

dem Sin Ehrfurcht empfand. Nichts, das über sein Leben bestimmte oder ihn berührte. Er war völlig allein und auf sich gestellt.

Und so gefiel es ihm.

»Ich habe diesen Thron nicht errungen, weil ich ein Narr bin, Sin. Sollte ich es dir befehlen, weiß ich genau, was du tun würdest. Du würdest mir den Rücken kehren und geradewegs zur Tür hinausmarschieren.« Der König wirkte ernst. »Bei dem Allmächtigen, du bist der einzige lebende Mann, den ich mir nie zum Feind machen wollte. Darum bitte ich dich auch als Freund darum.«

»Zum Teufel mit Euch!«

Henry lachte. »Wenn ich beim Teufel lande, dann bestimmt wegen schwerwiegenderer Vergehen als diesem.« Dann verschwand alle Heiterkeit aus Henrys Zügen, und der König schaute Sin direkt in die Augen. »Nun denn, *als dein Freund* frage ich dich noch einmal: Wirst du die Schottin heiraten?«

Sin antwortete nicht. Er biss die Zähne so fest zusammen, dass er spüren konnte, wie ein Muskel in seiner Wange zu zucken begann.

»Komm schon, Sin«, sagte Henry in fast flehentlichem Ton. »In dieser Angelegenheit brauche ich deine Hilfe. Du kennst die Schotten, ja, du bist sogar selber einer.«

»Ich bin kein Schotte«, entgegnete Sin mit vor Wut flacher Stimme. »Ich bin es jetzt nicht und werde es auch niemals sein.«

Henry schenkte dieser Antwort keine Beachtung. »Du weißt, wie sie denken, du kennst ihre Sprache. Nur du allein kannst das schaffen. Schicke ich einen anderen, würden diese blutrünstigen Wilden ihm ohne Zö-

gern die Kehle durchschneiden und mir seinen abgetrennten Kopf zurückschicken.«

»Und Ihr denkt, das werden sie mit mir nicht genauso tun?«

Henry lachte. »Ich bezweifle, dass der Erzengel Michael dir die Kehle ohne deine Zustimmung durchschneiden könnte.«

Wahrere Worte waren nie gesprochen worden. Dennoch lagen sie Sin schwer im Magen. Das Letzte, was er sich wünschte, war eine Verbindung zu den Schotten. Er hasste alles, was mit Schottland und seinen Bewohnern zusammenhing, und würde lieber von der Pest dahingerafft werden, als jemals wieder einen Fuß nach Schottland zu setzen.

»Ich verspreche dir, du wirst reich belohnt werden«, fügte Henry hinzu.

»Weder für Euer Geld noch für Eure Belohnungen habe ich Verwendung.«

Henry nickte. »Das weiß ich. Darum vertraue ich dir auch so sehr. Du bist der einzige Mann, den ich kenne, der unbestechlich ist. Außerdem bist du ein Ehrenmann, und ich weiß, du würdest nie einen Freund im Stich lassen, der deine Hilfe braucht.«

Sin erwiderte seinen Blick ungerührt. »Henry, als Freund bitte ich Euch, es nicht von mir zu verlangen.«

»Ich wünschte, ich müsste es nicht. Mir gefällt die Vorstellung überhaupt nicht, dass mein einziger Vertrauter so weit von mir entfernt wohnen wird, aber ich brauche einen Mann, dem ich vertraue und der die Schotten kennt und versteht, damit er sie führen kann. Der einzig andere passende Kandidat, der das vollbringen könnte, wäre dein Bruder Braden. Da der aber inzwischen geheiratet hat ...«

Sin biss die Zähne zusammen. Es hatte ihn gefreut, seinen Bruder verheiratet zu sehen, aber im Augenblick wünschte er sich, Braden wäre wieder Junggeselle. Braden wusste genau, wie man Frauen umwarb und was sie wollten.

Sin kannte sich mit Krieg aus. Er war auf dem Schlachtfeld zu Hause. Das Einzige, auf das er sich bedingungslos verlassen konnte, weil es ihn noch nie verraten hatte, waren sein Schwert, sein Schild und sein Pferd.

Und bei seinem Pferd war er sich gar nicht einmal wirklich sicher.

Von Frauen wusste er nichts, und er verspürte auch nicht den Wunsch, mehr über sie zu erfahren.

»Wenn es dir ein Trost ist«, fügte Henry hinzu, »sie ist ein hübsches Weibsbild. Es wird dich keine Überwindung kosten, mit ihr ein Kind zu zeugen.«

Sin kniff die Augen zusammen. Ihm war die Vorstellung zuwider, ein Kind bloß deshalb in die Welt zu setzen, um Titel und Ländereien zu vererben, die ihm nichts bedeuteten. »Ich bin kein Zuchthengst, Henry.«

»Den Gerüchten bei Hof nach stimmt das nicht ganz. Ich habe gehört, du sollst recht ...«

»Weiß diese Frau, was Ihr plant?«, unterbrach Sin ihn. Er redete nicht gerne über Persönliches und noch viel weniger ausgerechnet mit Henry.

»Natürlich nicht. Sie weiß nichts von dir. Das betrifft sie nicht. Sie ist meine Geisel und wird tun, was man ihr sagt, oder ich werde sie hinrichten lassen.«

Sin fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Er bezweifelte keinen Augenblick, dass Henry genau das tun würde.

Und er wusste schon, von wem verlangt werden

würde, das Urteil zu vollstrecken. »Henry, Ihr wisst, wie ich über eine Gemahlin denke.«

»Aye. Aber, offen gesagt, möchte ich dich gerne verheiratet sehen. Ich schätze deine Dienste wirklich, doch es bereitet mir Sorge, dass du nichts in deinem Leben hast, was dir etwas bedeutet. Ich habe dir Ländereien, Reichtümer und Titel verliehen, und du schmähist sie, als wären sie verdorbene Ware. All die Jahre, die ich dich nun schon kenne, hast du mit einem Fuß im Grab gelebt.«

»Und Ihr glaubt, eine Gemahlin könnte daran etwas ändern?«

»Aye.«

Sin schnaubte abfällig. »Dann darf ich Euch das vielleicht vorhalten, wenn Ihr Euch das nächste Mal über Eleanor beschwert.«

Henry musste so heftig lachen, dass er sich fast verschluckte. »Jeder andere, der es gewagt hätte, so zu mir zu sprechen, wäre für seine Kühnheit enthauptet worden.«

»Dasselbe könnte ich auch sagen.«

Diese Äußerung wenigstens besaß die Macht, Henrys Erheiterung zu vertreiben.

Der König ging schweigend vor Sin auf und ab. An seiner Miene konnte man erkennen, dass er in Gedanken in der Vergangenheit weilte.

Als Henry schließlich wieder das Wort ergriff, klang seine Stimme belegt. »Ich erinnere mich noch gut an jene Nacht, als du mir den Dolch an die Kehle gehalten hast. Weißt du noch, was du gesagt hast?«

»Aye. Ich habe Euch meine Treue angeboten, wenn Ihr mir die Freiheit schenkt.«

»Ja, genau. Und jetzt brauche ich deine Treue. Phi-

lipp bedrängt mich und versucht mir die Normandie und Aquitanien streitig zu machen, meine Söhne schnappen auch bereits nach Brocken meiner Macht, und jetzt überfällt dieser Highland-Clan auch noch die wenigen Engländer, die ich habe, um meine nördlichen Grenzen zu schützen. Ich kann es nicht weiter zulassen, von allen Seiten angegriffen zu werden. Selbst ein wilder Stier kann von einem Rudel Hunde zu Boden gebracht werden. Und ich bin es leid. Ich brauche Frieden, bevor es mich umbringt. Wirst du mir helfen?«

Innerlich zuckte Sin zusammen, als er die vier Worte hörte, denen er nie hatte widerstehen können. Zum Teufel damit! Es war der eine Teil seines Gewissens, der nicht zerstört worden war, und Henry wusste das genau.

Sin stieß ein leises Knurren aus. Sicher musste es einen Ausweg aus dieser vertrackten Lage geben. Und sicher würde ihm früher oder später ...

Beinahe hätte er gelächelt, als ihm der rettende Einfall kam.

Es war so perfekt und so gerissen wie er selbst.

»Aye, ich heirate die Frau, aber nur, wenn Ihr einen Priester finden könnt, der seinen Segen dazu gibt.«

Henry erbleichte.

Sin grinste hinterlistig. In den letzten neun Jahren war er fünf Mal exkommuniziert worden. Das letzte Mal war ein päpstlicher Bann damit verbunden gewesen, der allein dafür sorgen müsste, ihn auf ewig in der Hölle schmoren zu lassen.

Der Papst selbst bezeichnete Sin als Satans Lieblingspross.

Henry würde nie einen Priester finden können, der es wagen würde, Sin ein heiliges Sakrament zu spenden.

»Du denkst, damit hast du mich überlistet, nicht wahr?«, erkundigte sich Henry.

»Ich denke nichts in der Art, Henry. Wie Ihr schon sagtet, ich kenne die Schotten und weiß, dass sie einzig eine Eheschließung mit dem Segen der Kirche akzeptieren würden. Ich habe Euch lediglich die Bedingungen für unsere Verbindung genannt.«

»Nun gut. Ich gehe darauf ein und nehme dich beim Wort.«

KAPITEL 2

Meinst du, wir werden es dieses Mal schaffen, Callie?«

Caledonia vom Clan der MacNeely blieb mit ihrem kleinen Bruder mitten auf dem schmalen Gang stehen, über den sie versuchten, aus König Henrys Burg zu entkommen.

Sie kniete sich neben die kleine Gestalt. »Wenn du einfach still sein könntest, werden wir vielleicht Erfolg haben«, flüsterte sie, lächelte aber gleich darauf, um ihren Worten die Schärfe zu nehmen.

Dann zog sie die kleine Mütze auf seinem schmalen Kopf gerade. Sein Gesicht besaß noch die gerundeten Wangen und die vertrauensvoll blickenden Augen des Kleinkindes, das er bis vor noch nicht allzu langer Zeit gewesen war. »Und jetzt vergiss nicht, wir sind englische Dienstboten. Allerdings wird in dem Moment, in dem du den Mund aufmachst, jeder ganz genau wissen, dass wir Highlander sind. Sei also still.«

Er nickte.

Callie steckte Jamies orangerote Locken unter die Kappe zurück. Sein Haar hatte denselben Farbton wie ihres, doch damit hörte die Ähnlichkeit zwischen den Geschwistern auch schon auf, denn Callie sah wie ihre geliebte verstorbene Mutter aus, während Jamie mehr nach seiner eigenen Mutter Morna geriet.

Nun sahen ihr aus seinen blauen Augen eine feste Entschlossenheit und ein Scharfsinn entgegen, über die

kein Junge in seinem zarten Alter verfügen sollte. Mit seinen sechs Jahren hatte er mehr als seinen Teil an Tragödien erlebt. So Gott wollte, würde er keine weiteren erleben müssen. Sie küsste den liebenswerten kleinen Schlingel auf die Stirn und stand wieder auf. Ihr Magen zog sich vor Sorge zusammen, als sie ihn weiter den verlassenen Korridor hinab zu der steinernen Wendeltreppe zog, die zu dem Seitentor der Burg führte.

Wenigstens hatte das die Magd behauptet, die ihnen geholfen hatte, ihre Flucht zu planen. Sie hoffte nur, ihre neu gefundene Freundin hatte nicht gelogen oder sie gar verraten.

Sie mussten von hier fort. Callie hielt es keinen Tag länger aus. Wenn sie noch einmal einer dieser Sassenachs mit lüsternen Blicken oder verächtlichen Bemerkungen über ihr schottisches Temperament belästigen sollte, würde sie ihm höchstpersönlich die Zunge herausschneiden.

Wahrhaft in Wallung brachte ihr Blut jedoch, wie Jamie behandelt wurde. Als Sohn eines Laird war er englischen Adelligen von höchstem Rang ebenbürtig. Diese Schweine aber ließen sich von ihm bedienen, als wäre er der niedrigste Bauer, während sie sich über ihn lustig machten und ihn verspotteten. Callie konnte nicht noch mehr von den Tränen ihres Bruders ertragen, nicht länger mit ansehen, wie die Ritter den Kleinen grob herumschubsten und grundlos ohrfeigten.

Die Engländer waren nicht besser als Tiere.

Seit König Henrys Mannen ihre Leibwachen getötet und die Geschwister gefangen genommen hatten, als sie zu einer kranken Tante unterwegs waren, hatte Callie nach einem Weg gesucht, ihnen wieder zu entkommen und nach Hause zu reisen.

Doch all ihrem Pläneschmieden zum Trotz waren sie immer noch hier. Diese Engländer mussten wahrhaft mit dem Teufel im Bunde sein – gleichgültig, was sie auch versuchte, jedes Mal schien sie jemand zu durchschauen und verhinderte ihre Flucht.

Dieses Mal aber – dieses Mal aber würde sie Erfolg haben.

Das wusste sie.

Sie fasste Jamies Hand fester und blieb oben an der Treppe stehen. Sie zog die eine Ecke ihres linnenen Schleiers zurück und legte den Kopf schief, um zu lauschen.

Nichts.

Es schien, als würde sich ihnen dieses Mal niemand in den Weg stellen. Sie waren frei!

Aelfa, die Magd, hatte ihr versprochen, dass man durch die Seitentür, nur wenige Schritt vom Fuß der Treppe entfernt, auf den Hof vor dem hinteren Tor gelangte, das die Dienstboten bei Tag benutzten, um nach London zu gehen. Waren sie erst einmal so weit gekommen, so hatte Aelfa beteuert, würde niemand sie mehr aufhalten.

Callies Herz pochte vor froher Erwartung schneller. Sie eilte die dunkle Wendeltreppe in halsbrecherischer Geschwindigkeit herab. Jamie folgte einen Schritt hinter ihr.

Freiheit!

Sie konnte sie beinahe schon schmecken. Sie riechen. Sie konnte ...

Callies Gedanken lösten sich in nichts auf, als sie über etwas auf der Treppe stolperte und fiel.

Sie spürte, wie ihr Körper nach vorne ins Leere stürzte, und sie konnte gerade noch die Arme ausstre-

cken, in der Hoffnung, sich doch noch abzufangen. Doch statt der erwarteten Leere fühlte sie mit einem Mal, wie sich starke Arme um sie schlossen und sie gegen eine Brust gezogen wurde, die so fest war wie die dunklen Steinmauern, die sie umgaben.

Schneller als sie blinzeln konnte, hatte der Mann sie schon wieder losgelassen und auf die Stufe vor sich gestellt.

»Beim Blute Christi, Weib, schaut doch, wo Ihr langgeht.«

Jamie öffnete den Mund, um etwas zu erwidern.

Rasch legte ihm Callie die Hand auf den Mund und sagte in ihrem besten Englisch: »Verzeiht, Mylord.«

Erst dann traute sie sich, ihn anzusehen.

Selbst groß, war sie es gewöhnt, Männern Auge in Auge gegenüberzustehen, aber dort, wo sie seinen Kopf zu sehen erwartete, befanden sich nur breite, muskulöse Schultern.

Ihr Herzschlag beschleunigte sich, denn es waren wirklich sehr breite Schultern.

Callie musterte seine schwarzen Kleider mit gerunzelter Stirn. Nie zuvor hatte sie jemanden, der nicht ein Mann der Kirche war, ganz in Schwarz gekleidet gesehen. Und dieser Mann hier war auf keinen Fall ein Priester.

Sein Kettenpanzer, seine Haube und sein Überrock waren tiefschwarz und ohne Wappen oder ähnlichen Zierrat.

Wie überaus seltsam.

Sie versuchte einen Schritt zurückzuweichen, aber Jamie auf der Treppe hinter ihr und ihr unsicherer Stand auf der schmalen Stufe verhinderten das.

Plötzlich fühlte sie sich wie gefesselt, gefangen von

der Macht und Kraft, die der Ritter ausstrahlte. Dies war ein gefährlicher Mann. Ein tödlich gefährlicher. Das spürte sie mit jedem ihrer Sinne.

Sie ließ ihren Blick zögernd über seinen gebräunten, kräftigen Hals gleiten, den eine lange Narbe zierte, dann über seine gut geschnittenen Züge und schaute schließlich in die Augen des Teufels persönlich. In diesen mitternachtsblauen, fast schwarzen Augen glühten Intelligenz und Feuer. Sie versengten sie mit einem unheimlichen Licht, unter dem sie unwillkürlich erzitterte.

Callie schluckte.

Nie zuvor hatte sie so einen Mann gesehen. Ohne Zweifel hatte er das schönste Gesicht und die beste Figur, die ihr je vor Augen gekommen waren. Seine Züge waren wie gemeißelt, sein Kinn kantig, seine Wangen glatt rasiert, wiesen aber einen männlich wirkenden Bartschatten auf.

Haar so schwarz wie seine Kleider fiel ihm lose auf die Schultern, so wie es bei den Schotten im Hochland Sitte war. Während sie ihn anstarrte, bemerkte sie mehrere kleinere Makel in seinem Gesicht. Über seiner linken Augenbraue befand sich eine fast unsichtbare Narbe.

Doch seine dunklen Augen waren es, die sie gefangen hielten. Der Blick dieser todbringenden Augen, die so dunkel waren, dass sie die Pupille nicht sehen konnte, machte ihr Angst. Denn er war kalt und leer. Und schlimmer noch, der Ritter musterte sie aus zusammengekniffenen Augen viel zu interessiert.

Sie erinnerte sich daran, dass sie als Dienerin verkleidet und der Mann vor ihr offensichtlich irgendein Lord war, also entschied Callie, dass es am besten wäre, ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Sie knickste rasch, ergriff Jamies Hand und rannte die letzten Schritte zur Tür und dann ins Freie.

Sin runzelte die Stirn, als die Tür zuschlug. Irgendetwas war merkwürdig an dem, was sich eben ereignet hatte. Und damit meinte er nicht das beinahe übermächtige Verlangen, das völlig unerwartet in dem Moment in ihm aufgewallt war, da er in die grünen Augen der Frau geschaut hatte.

Nein, seine Instinkte waren in vielen Jahren des Kampfes geschärft worden, und jetzt versuchten sie ihm etwas zu sagen.

Aber alles, woran er denken konnte, waren ihre einladend geschwungenen Lippen, und wie befremdlich enttäuschend er es fand, dass er nicht wusste, welche Farbe ihr Haar besaß.

Genau genommen war ihr hellblauer Schleier von ausgesuchter Scheußlichkeit und unterstrich weder das klare Grün ihrer Augen noch die frische, zart gebräunte Haut in ihrem Gesicht.

Sie war reizend.

Hinreißend.

Und erfreulich hoch gewachsen.

Da er selbst mehr als sechs Fuß groß war, hatte er selten eine Frau getroffen, die seiner eigenen Körpergröße so nahe kam. Obgleich sie für seinen Geschmack etwas zu schlank war, hatten ihre Brüste doch eine Fülle, die selbst seinen verwöhnten Bruder Braden zufrieden gestellt hätte. Und ihre Augen ...

Warm hatten sie geleuchtet und lebhaft gefunktelt, und in ihren Tiefen hatte Intelligenz aufgeblitzt. Sie waren ...

Ihr Blick war zu kühn gewesen, begriff er mit einem

Mal. Kein Diensthote erwiderte den Blick eines Lords ... und ganz bestimmt nicht seinen ... und schon gar nicht mit so viel Stolz und unbeugsamer Offenheit. Sie war nicht vor ihm zurückgeschreckt, was bedeutete, dass sie vermutlich nicht wusste, wer er war.

Es gab an König Henrys Hof nur eine Person, die ihn nicht erkennen würde.

Die Schottin.

Und sie war auf dem Weg zum Tor auf der Rückseite der Burg.

Fluchend machte Sin kehrt und eilte ihr nach.

Callie blieb abrupt stehen, als eine Gruppe Ritter zwischen sie und das Tor kam. Ausgerechnet auch noch sechs von diesen Teufeln, wie um ganz sicher zu gehen. Sechs noch vom Üben bewaffnete Ritter, die sich auf dem Weg zurück in die Burg befanden.

So ein Pech aber auch!

Jamies Hand zitterte in ihrer. Sie drückte sie tröstend.

Sie mussten es versuchen und einfach an ihnen vorbeigehen, als wäre es das Natürlichste von der Welt. Mit ein bisschen Glück würden die Ritter ihr weiter keine Beachtung schenken und sie, ohne einen weiteren Gedanken an sie zu verschwenden, passieren lassen.

So senkte sie den Blick und schickte sich an, um die Männer herumzugehen und zum Tor zu eilen.

»Nun, nun«, rief einer, als sie näher kam. »Wen haben wir denn hier?«

»Eine hübsche Dienstmagd«, erwiderte der Nächste. »Eine, die sich bestimmt ganz fein unserer Bedürfnisse annehmen wird.«

Die anderen lachten. »Ah, Roger, du bist wirklich geschickt mit Worten ... und im Umgang mit Mägden.«

Callie beschleunigte ihre Schritte.

Einer der Männer vertrat ihr den Weg.

Sie blieb stehen und riskierte einen raschen Blick, nur um den hungrigen Ausdruck in den braunen Augen des Mannes zu sehen.

»Verzeiht, Mylord«, sagte sie, obwohl ihr der Titel fast im Hals stecken blieb. Kriecherei lag nicht in ihrer Natur, und wenn es nicht um ihren Bruder ginge, würde sie es auch jetzt nicht tun.

Aber sie mussten von hier fort.

»Ich habe etwas zu erledigen.« Callie zuckte innerlich zusammen, als sie hörte, wie ihr schottischer Akzent durchbrach.

»Ja, das hast du«, sagte der Mann mit leiser, heiserer Stimme. »Ich habe auf jeden Fall etwas für dich zu tun.« Er fasste sich mit einer Hand in den Schritt, um die plötzliche Schwellung in seinen Hosen zurechtzurücken.

Callie biss erbittert die Zähne zusammen. Jetzt war sie gefangen. Trotzdem würde sie nicht kampflos aufgeben.

Der Ritter packte sie und zog sie für einen Kuss an sich.

Bevor er sie mit seinen Lippen berühren konnte, trat sie ihm kräftig in die kleine Beule, auf die er so stolz zu sein schien.

Fluchend ließ er sie los.

Ihr einziger Gedanke galt dem Überleben, und so griff sie nach seinem Schwert und zog es aus der Scheide.

Die Männer lachten sie aus. »Du solltest das besser weglegen, bevor du dich verletzt, Kleine.«

Callie drehte ihr Handgelenk und ließ das Schwert geschickt einen Bogen um sie herum beschreiben. »Das Einzige, was ich verletze, wird einer von Euch sein.«

Jetzt gab sie sich keine Mühe mehr, ihren Akzent zu verbergen. »Ich schlage vor, Ihr macht den Weg frei.«

Alle Erheiterung wich aus ihren Gesichtern.

Einer der kühneren von den sechs zückte sein Schwert. Ein paar Sekunden lang starrten sie einander an. Sie wusste, was er dachte. Er hielt sie für schwach. Unfähig.

Nun, sie war zwar ganz Frau, sicher, aber ihr Vater hatte dafür gesorgt, dass sie im Schwertkampf unterrichtet wurde. Es gab keinen Ritter, der einem Schotten in der Schlacht gewachsen war. Auch, wenn der Schotte eine Frau war.

»Nimm sie, Roger«, sagte der Ritter, den sie getreten hatte, während er zu seinen Kumpanen hinkte.

Roger lächelte boshaft. »Glaub mir, genau das habe ich vor.« Er leckte sich die Lippen und musterte sie wolüstig. »Auf mehr als eine Art und Weise.«

Dann griff er an.

Mit dem Geschick eines erfahrenen Kämpfers parierte Callie seine Schläge. Wenn der Mann einen Kampf wollte, dann sollte er, verdammt noch einmal, auch einen bekommen.

»Lauf, Jamie!«, rief sie ihrem Bruder zu.

Doch er kam nicht weit, bevor einer der anderen Ritter ihn packte.

Ihr Pech verfluchend drang Callie heftiger auf ihren Gegner ein. Sie stand kurz davor, ihn zu entwaffnen, als eine kühle, vage vertraute Stimme erklang und sie innehalten ließ.

»Lasst das Schwert fallen, Mylady.«

Aus dem Augenwinkel erkannte sie den Mann von der Treppe wieder. Wie die anderen Ritter auf seine Gegenwart reagierten, war wirklich bemerkenswert.

Sie wichen vor ihm zurück.

Roger warf dem schwarzen Ritter einen wütenden Blick zu und erklärte: »Halt dich da raus. Das geht dich nichts an.«

Der schwarze Ritter zog spöttisch eine Braue in die Höhe. »Bedenkt man, wie tief die Dame dich eben erst dadurch beschämt hat, dass sie besser mit dem Schwert umgehen kann als du, bezweifle ich ernsthaft, dass du meinen Stahl erproben willst.« Er warf dem anderen Mann einen spöttischen Blick zu. »Oder irre ich mich?«

Callie sah die Unentschlossenheit auf Rogers Zügen.

»Lass es sein, Roger«, sagte einer der Ritter. »Du weißt, dass er nur auf die Gelegenheit wartet, dich umzubringen.«

Roger nickte langsam, senkte sein Schwert und marschierte davon.

Callie drehte sich um und sah den Mann an, der den anderen solche Angst einzujagen vermochte. Er stand reglos wie eine Statue und beobachtete sie mit steinerne Miene, sodass sich weder seine Gedanken noch seine Stimmung auf seinem Gesicht widerspiegelten. Die leichte Brise spielte mit seinen Haaren, während er sie ohne zu blinzeln anstarrte.

Aye, er war gefährlich, tödlich gefährlich, so viel stand fest. Sie war sich nicht sicher, ob der Teufel selbst furchteinflößender war.

Also hielt sie ihr Schwert weiter kampfbereit.

Der schwarze Ritter lächelte kühl. »Ich sehe, Ihr versteht Euch darauf, mit Männerwerkzeug umzugehen.«

Mehrere der Männer lachten anzüglich.

Ihr Gesicht rötete sich bei dieser groben Bemerkung. »Eure Beleidigungen gefallen mir gar nicht.«

»Es soll keine Beleidigung sein, Mylady, dessen seid

versichert. Ich bewundere eine Frau, die ihren Mann stehen kann.«

Sie konnte nicht sagen, ob er das ernst meinte oder sich über sie lustig machte. Weder seine Körperhaltung noch sein Tonfall verrieten die Absicht hinter seinen Worten.

»Jetzt senkt das Schwert.«

»Nein«, entgegnete sie fest. »Nicht ehe mein Bruder und ich frei sind.«

»Mylady?« Callie erkannte die Stimme der Magd wieder, die ihr bei der Verkleidung für die Flucht geholfen hatte. Das Mädchen trat aus den Schatten an der Tür ins Burginnere und schaute sie an. »Tut, was Seine Lordschaft sagt, Mylady. Bitte. Ihr habt keine Ahnung, wer er ist, aber nehmt mein Wort darauf. Das Letzte, was Ihr wollt, ist, ihm in die Quere zu kommen.«

Der schwarze Ritter streckte seine Hand aus. »Das Schwert!«

Aus irgendeinem unbekanntem Grund hätte sie beinahe gehorcht. Aber ein Blick auf Jamie, und sie wusste, sie konnte ihre bis hierhin beste Chance nicht kampflös verstreichen lassen. So machte sie einen Schritt auf den schwarzen Ritter zu.

Sie bewegte ihr Handgelenk, sodass sich die Schwertschärpe dicht vor seinem Hals befand, doch zu ihrer Verwunderung wich er weder zurück, noch zuckte er zusammen. Er starrte sie einfach nur aus diesen seelenlosen dunklen Augen an. Ruhig. Geduldig. Wie eine Natter, die darauf wartet, dass ihre Beute nahe genug kommt, um dann plötzlich zuzustoßen.

Sie verharrte reglos.

Plötzlich, bevor sie auch nur wusste, was geschah, machte er einen blitzschnellen Schritt nach vorne,

klemmte die Klinge zwischen seinen Unterarmen ein und schlug ihr die Waffe aus den Händen. Sie beschrieb einen Bogen in der Luft und fiel zu Boden. Mühelos bekam er das Schwert am Griff zu fassen, wirbelte es einmal herum und stieß es dann scheinbar ohne sich anzustrengen neben sich in die Erde.

Nun war sein Lächeln noch kühler als vorhin. »Hat Eure Mutter Euch nicht beigebracht, den Teufel nicht herauszufordern, es sei denn, Ihr seid willens, seinen Zoll zu zahlen?«

Callie taten die Finger weh, weil er ihr das Schwert entrissen hatte, doch sie sagte nichts. Um genau zu sein, sie wusste auch gar nicht, was sie darauf hätte erwidern sollen. Alles, was sie wusste, war, dass er sie besiegt hatte. Niemand hatte sie je zuvor entwaffnet.

Und dazu hatte er noch nicht einmal seine eigene Waffe gezogen. Das Gefühl der Erniedrigung ging tief.

»Nun, was meinst du, sollen wir mit diesem Bengel hier machen?«, fragte der Ritter, der Jamie festhielt.

»Einmal kräftig auspeitschen sollte reichen, vielleicht dazu noch ein oder zwei Mal Senkgrube leeren.«

»Nein«, schrie Callie, aber sie beachteten sie nicht.

Alle Männer lachten laut – mit Ausnahme des schwarzen Ritters, der die anderen wütend anfunkelte. »Lasst den Jungen los«, verlangte er in demselben ausdruckslosen Ton wie eben.

»Kommt schon, Mylord. Können wir nicht ein wenig unseren Spaß mit ihm haben?«

Er richtete seinen furchteinflößenden, versteinerten Blick auf den Ritter, der das gesagt hatte. »Meine Vorstellung von Spaß besteht darin, die zu verstümmeln, die mir widersprechen oder mich verärgern. Was haltet

Ihr davon, wenn wir beide einmal ein bisschen Spaß miteinander haben?«

Der Mann erbleichte und ließ Jamie augenblicklich los, der zu Callie lief und seine Hände in dem groben Stoff ihrer Röcke vergrub.

»Hast du gesehen, was er gemacht hat?«, fragte Jamie vernehmlich flüsternd. »Aster würde sterben, wüsste er, dass du dir von einem unbewaffneten Sassenach das Schwert hast abnehmen lassen.«

»Pst!«, warnte Callie leise und legte ihm den Arm um die schmalen Schultern, dann schaute sie dem schwarzen Ritter ins Gesicht.

Der Blick des Mannes veränderte sich nicht. »Ich denke, es ist Zeit für Euch, in Eure Gemächer zurückzugehen, Mylady.«

Callie reckte ihr Kinn in einer trotzigsten Geste vor. Er wusste so gut wie sie, dass er gewonnen hatte. Dieses Mal.

Aber beim nächsten Mal würde sie einen Weg finden, diese Engländer zu schlagen und sich und ihren Bruder nach Hause zurückzubringen, wohin sie gehörten.

Erhobenen Hauptes kehrte sie ihm den Rücken zu und stolzierte in Richtung Burg davon, Jamie, der ihren Rock nicht losgelassen hatte, im Schlepptau.

Die Magd hielt ihr die schwere Tür auf und zuckte wirklich zusammen, als der schwarze Ritter einen Schritt in ihre Richtung machte.

Er folgte ihnen die Treppe hinauf. Noch schlimmer als die merkwürdigen heißen und kalten Schauer, die ihr über den Rücken liefen, war, dass Jamie immer wieder voll jugendlicher Verehrung zu dem Ritter schaute.

»Sagt«, bemerkte Callie über ihre Schulter an ihn gewandt, als sie fast oben an der Treppe angekommen waren, »warum haben alle so viel Angst vor Euch?«

Zum ersten Mal, seit sie ihn kennen gelernt hatte, hörte sie einen Anflug von Bitterkeit in seiner Stimme. »Jeder fürchtet den Teufel. Ihr etwa nicht?«

Bei seinen Worten verzog Callie verächtlich den Mund. »Ihr seid ein Mann, Sir, nicht der Teufel.«

»Denkt Ihr?«

»Das weiß ich.«

»Tatsächlich?«, erkundigte er sich in belustigtem Ton. »Seid Ihr eine Hexe, dass Ihr mit dem Teufel so gut bekannt seid?«

Callie blieb auf der obersten Stufe stehen und wandte sich mit schwingenden Röcken zu ihm um, von der Frage sichtlich verärgert. Menschen waren schon wegen geringerer Vergehen auf den Scheiterhaufen gekommen. Zweifelsohne würden diese Engländer sie liebend gerne der Hexerei bezichtigt und dafür hingerichtet sehen. »Ich bin gottesfürchtig.«

Er stand so dicht vor ihr, dass sie den warmen, sauberen Geruch seiner Haut wahrnahm. Diese dunklen Augen durchbohrten sie mit ihrem eindringlichen Blick. Als er schließlich sprach, tat er es mit leiser, drohender Stimme. »Ich nicht.«

Sie zitterte unwillkürlich. Denn es bestand kein Zweifel daran, dass er das ernst meinte.

Zu ihrer Bestürzung streckte er die Hand aus und berührte sie an der Wange. Die Wärme seiner Haut überraschte sie und sandte einen Schauer durch ihren Körper, als er mit einem Finger eine Spur zu ihrem Ohr zog. Sie konnte kaum glauben, dass seine Berührung so sanft war, dass seine Finger sich so federleicht auf ihrer Haut anfühlten. Das stellte die seltsamsten Dinge mit ihrem Körper an. Ließ ihn pochen und vor einem nie zuvor gekannten Verlangen schmerzen.

Dann schlug er sachte ihren Schleier zurück und fuhr mit dem Zeigefinger ihren Haaransatz entlang. Sie spürte, wie er unter den Stoff glitt und eine Locke darunter hervorzog.

»Rot«, stellte er fest, und seine Stimme war kaum mehr als ein leises Brummen. »Das hätte ich mir denken können.«

»Wie bitte?«, fragte sie verblüfft davon, dass etwas so Belangloses wie ihre Haarfarbe diese Reaktion hervorrufen konnte, wo alles andere versagt hatte.

Dann war es, als verschleierte sich sein Blick, er ließ seine Hand sinken und machte einen Schritt zurück.

»Aelfa«, sagte er an die Magd gewandt. »Bring sie in ihre Kammer zurück und sorg dafür, dass sie dort bleibt.«

»Aye, Mylord«, beeilte die Angesprochene sich zu antworten und machte hastig einen Knicks.

Sin rührte sich nicht, bevor er nicht mit eigenen Augen gesehen hatte, wie die Schottin ihr Zimmer betrat.

Du hättest sie entkommen lassen sollen.

In Wahrheit war das sein erster Gedanke gewesen. Nur seine Treue Henry gegenüber hatte verhindert, dass er der Versuchung erlegen war.

Nun, und die unwichtige Tatsache, dass er sie ohnehin nicht würde heiraten müssen. Nicht einmal Henry besaß so viel Macht oder Geld.

Dennoch ...

Sin spürte leises Bedauern, als er daran denken musste, wie sie Roger entwaффnet hatte.

Die Schottin hatte Mut, das musste er ihr lassen. Auf der anderen Seite war es eher ein Fluch als eine Tugend, so viel Mut vor seinen Feinden zu beweisen.

Das sollte er am besten wissen.

Er schüttelte den Kopf, um die unerwünschten Erinnerungen zu vertreiben, und ging über den schmalen Gang zu seinem eigenen Zimmer, das, wie sich herausstellte, neben ihrem lag.

Sin biss die Zähne zusammen, als er Henrys kühne Absicht erkannte. Kein Wunder, dass der Mann König geworden war. Seine Hartnäckigkeit konnte sich durchaus mit der eines Esels messen. Trotzdem war sie nicht mit seiner eigenen zu vergleichen.

Er öffnete die Tür zu seiner Kammer und trat an das schmale, spartanisch anmutende Bett am Fenster. Er verbrachte viel Zeit an Henrys Hof, aber im Gegensatz zu den meisten anderen Höflingen kümmerte es ihn nicht, wie luxuriös seine Schlafstatt war. Solange das Bettgestell groß genug war, um ihm Platz zu bieten, und es eine Decke gab, war er es zufrieden.

So vorsichtig wie möglich zog sich Sin Waffenrock und Kettenhemd über den Kopf und legte sie auf die schmale Truhe am Fußende seines Bettes. Dann untersuchte er den Schaden, den ihr Schwert an seinen Unterarmen angerichtet hatte.

Ohne den Schmerz zu beachten, band Sin die Verschnürung an den Ärmeln seines Untergewandes auf, während er an den Waschtisch trat. Nachdem er sein gestepptes Wams über einen einfachen Stuhl gelegt hatte, goss er Wasser in die Schüssel und wusch sich das Blut von den Armen.

Gerade als er sich ein Tuch nehmen wollte, hörte er auf dem Gang vor seinem Zimmer Lärm.

Seine Wunden waren vergessen, Sin griff sofort nach seinem Schwert und riss die Tür auf.

Drei königliche Wachen zerrten den Jungen aus dem Zimmer der Schottin, während ein vierter die Frau

selbst festhielt. Der Junge heulte, als würde er gelyncht, und die Frau kämpfte wie eine Wildkatze.

»Was geht hier vor?«, verlangte Sin zu wissen.

Der Mann, der ihm am nächsten stand, wurde ganz blass und erklärte hastig: »Der König möchte, dass der Junge an einem anderen Ort untergebracht wird.«

»Nein«, schrie die Schottin. »Ihr werdet ihn nicht von mir wegbringen, damit ihr ihn misshandeln könnt. Ist dem Kind nicht schon genug angetan worden?«

»Bitte!«, weinte der Junge, während er sich mit Händen und Füßen so heftig gegen die Ritter wehrte, dass er einen Schuh verlor. »Lasst nicht zu, dass sie mich mitnehmen! Ich will nicht mehr geschlagen werden.«

Bei den Worten des Jungen stieg Wut in Sin auf.

Die Frau kämpfte noch stärker gegen den Mann, der sie festhielt. Wenn sie so weitermachte, würde sie nur verletzt werden. Und der Junge auch.

»Lasst ihn los«, befahl Sin.

Bei seinen Worten erstarrten alle.

»Mylord«, wandte der Mann ein, der die Frau zu bändigen versuchte. »Wir handeln auf Befehl des Königs.«

Sin bedachte den Mann mit einem vernichtenden Blick, worauf der zwei Schritt nach hinten machte. »Dann sagt Henry, ich hätte gesagt, es sei in Ordnung.«

»Und wenn sie mit dem Jungen flieht?«, fragte ein anderer der Wachen.

»Ich werde ihre Bewachung selbst übernehmen. Denkt ihr, sie wird *mir* entkommen?«

Sin entging die Unentschlossenheit in den Augen des Ritters nicht, der abwägte, wessen Zorn mehr zu fürchten war – Sins oder Henrys.

Am Ende ließ der Mann den Jungen gehen, der sofort zu seiner Schwester eilte.

»Ich werde dem König berichten, was Ihr gesagt habt«, erklärte der Ritter, doch seine ärgerlichen Worte büßten wegen des furchtsamen Bebens seiner Stimme einiges von ihrer Wirkung ein.

»Ja«, entgegnete Sin trocken, »berichte ihm das.«

Als die Wachen gingen, schaute Callie zu dem schwarzen Ritter, der ihren Bruder davor bewahrt hatte, fortgebracht zu werden. Er hatte ihnen beiden einen unermesslichen Dienst erwiesen.

Sie wollte ihm danken, aber dann glitt ihr Blick über seinen Körper, und kein Wort wollte ihr über die Lippen kommen.

Sie konnte ihn einfach nur anstarren.

Seine bloßen, gebräunten Schultern waren tatsächlich so breit, wie sie unter seinem Kettenpanzer gewirkt hatten. Sein Körper war hart und kräftig, und mit jedem seiner Atemzüge spielten die Muskeln unter seiner Haut.

An den zahllosen bösen Narben, die sein bloßes Fleisch zerschnitten, blieb ihr Blick hängen. Es sah aus, als hätte er ungezählte Schlachten und Angriffe erlebt. Der Anblick schnürte ihr das Herz ab.

Und dann entdeckte sie seine blutenden Unterarme.
»Ihr seid verletzt.«

Er schaute an sich herab. »Scheint so.«

»Habt Ihr jemanden, der sich darum kümmert?«

»Ich habe mich.«

Damit drehte er sich um und ging in sein Zimmer zurück, aber Callie folgte ihm. »Soll ich nach meiner Zofe schicken?«

»Nein«, sagte er in seinem ausdruckslosen Ton und blieb auf der Türschwelle stehen, sah von ihr zu Jamie und wieder zurück. Dann zog er seine Augenbrauen fins-

ter zusammen, gewiss um sie ebenso einzuschüchtern wie die anderen. Obwohl sie ein Schauer durchlief, war sie weit davon entfernt, eingeschüchtert zu sein. So wie er anscheinend auch hatte sie gelernt, anderen ihre Furcht nicht zu zeigen.

Der Ritter wich zurück. »Mein einziger Wunsch ist, allein gelassen zu werden.«

»Aber Eure Wunden ...«

»Werden heilen«, erwiderte er scharf.

Himmel, der Mann war einfach unerträglich. Gut, dann sollte er doch verrotten.

Callie drehte sich um, ging zu Jamie, fasste ihn an der Hand und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Aber dort blieb sie nicht. Wie konnte sie auch? Es gab für sie keinen Zweifel daran, woher die Schnitte an den Unterarmen des schwarzen Ritters stammten.

Von ihrem Schwert.

Natürlich wäre er nicht verletzt worden, hätte er sie nicht aufgehalten. Trotzdem hatte er sie und Jamie vor den anderen gerettet. Ob es ihr nun gefiel oder nicht, sie schuldete ihm etwas.

Und Callie war niemand, der gerne einem anderen etwas schuldig blieb. So nahm sie ihr Nähzeug und einen kleinen Beutel mit Heilkräutern aus ihrer Truhe, befahl Jamie, bei Aelfa zu bleiben, und öffnete die Tür.

Entschlossen, ihre Schuld zu begleichen, machte sie sich daran, dem Teufel in seiner eigenen Höhle gegenüberzutreten. Sie konnte nur hoffen, dass er sie nicht mit Haut und Haar verschlang.

KAPITEL 3

Sin hörte, wie sich der Riegel an seiner Tür scharrend bewegte. Instinktiv bückte er sich blitzschnell, zog den Dolch aus seinem Stiefel und hielt ihn geschickt zwischen Daumen und Zeigefinger, während er abwartete, ob er ihn auf den Eindringling schleudern musste.

Die Tür öffnete sich einen Spaltbreit und gewährte ihm zunächst den Blick auf eine kecke kleine Nase, dann auf das Profil eines Engels. Eines Engels, der stehen blieb, während er zur Wand auf der anderen Seite des Raumes spähte.

»Sir? Sir schw... Ritter? Seid Ihr hier?«

Sin steckte die Klinge in seinen Stiefel zurück. »Berücksichtigt man, dass dies mein Zimmer ist, wo sonst sollte ich sein?«

Callie hatte immer noch nicht zu ihm hingesehen und beschloss, seinen Sarkasmus nicht weiter zu beachten. »Seid Ihr gesellschaftsfähig?«

Sin schnaubte abfällig. »Es gibt eine Menge Leute, die sagen, dass ich das nie bin.«

»Und es gibt eine Menge Leute, die sagen, dass es hier auf dem Flur zieht. Was ich wissen will, ist, ob Ihr angezogen seid.«

»Ich bin so angezogen wie beim letzten Mal, als Ihr mich gesehen habt, was bedeutet, dass Ihr unverzüglich in Euer Zimmer zurückkehren solltet.« Das tat sie nicht. Stattdessen öffnete sie die Tür noch ein Stück und trat zu seiner nicht geringen Verärgerung ein.



Kinley MacGregor

Die schottische Braut

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-07909-3

Blanvalet

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Um ihren Clan zu retten, ist die junge Schottin Caledonia MacNeely bereit, alles zu tun. Auch wenn das bedeutet, einen Fremden zu heiraten, dessen Vergangenheit ebenso Geheimnis umwoben ist wie sein Ruf schlecht. »Sin« MacAllister ist ein Mann, den viele fürchten. Zu Recht, denn seitdem ihn seine Familie verstieß, ist der eiskalte Lord nichts und niemandem mehr verpflichtet – nur seinem König. Und wegen dieses Königs hat Sin MacAllister jetzt ganz gegen seinen Willen eine dickköpfige schottische Braut, die ihm anscheinend an Temperament in nichts nachsteht ...